

Die Kirche von morgen kann sich nicht mit Laschen und Entmutigten zufriedengeben. Sie erwartet offene Geister, mit im Glauben und in der Liebe gestärktem Willen. Davon wird nicht nur die Kirche profitieren, sondern die Welt und alles, was der Menschheit würdig ist.

Kardinal Garrone

Wo stehen wir?

In die vergangenen Wochen fielen kirchliche Ereignisse von nicht geringem Gewicht. Mehrere Bischofskonferenzen trafen sich zu ihren Vollversammlungen. Ökumenische Begegnungen verschiedener Tendenz und Reichweite fanden statt. Diverse theologische Fachgremien tagten. Umfragen und Symposien wurden veranstaltet. In Rom trat die erste außerordentliche Bischofssynode zusammen. Sie war seit zwei Jahren, genauer seit der ersten ordentlichen Vollversammlung der Synode im Oktober 1967, die erste Gelegenheit eines mehr oder weniger direkten und umfassenden Meinungsaustausches zwischen dem Papst, seiner Kurie und den in der Person der Konferenzvorsitzenden gewählten Vertretern des Weltepiskopats über Themen von gesamtkirchlichem Belang. Der Bischofssynode unmittelbar voraus ging die erste Sitzung der im April dieses Jahres berufenen internationalen Theologenkommision, an deren Existenz, Tätigkeit und innere Unabhängigkeit langfristig kaum geringere Hoffnungen geknüpft werden als an die Bischofssynode selbst. Mit beiden Ereignissen parallel geschaltet war wie seinerzeit bei dem europäischen Bischofssymposium in Chur (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 351) ein Treffen europäischer Priestergruppen: im Zeichen des Protestes auch dieses und als solches auch höheren Orts so verstanden. Das machte schon die Tagungsstätte, die Waldenser-Fakultät, eines der wenigen nichtkatholischen kirchlichen Gebäude in Rom von einigem Rang, deutlich. Aber die Tagung verlief diesmal weniger geräuschvoll als in Chur: Man war vor allzuviel unbekümmertem Protest gewarnt und hatte solchen offenbar auch gar nicht mehr vor. Man wollte durch eigene Initiativen überzeugen, beraten und Beschlüsse fassen und es — etwas anspruchsvoll — „besser machen“ als die im Synodensaal des Vatikans versammelten Kardinäle und Bischöfe.

Kontrastreiche sieben Jahre?

Angesichts von soviel hierarchischer, kirchlicher und ökumenischer Aktivität läge es nahe, am Ball zu bleiben oder gar erste Bilanzen zu ziehen. Es gäbe da gewiß nicht wenig zu überlegen, gegeneinander abzuwägen oder auch nur in einen überschaubaren Zusammenhang zu bringen. Sich dem nicht zu stellen mag beinahe als Ausflucht erscheinen. Dennoch drängt sich im Augenblick eine etwas andere Akzentsetzung auf, nicht trotz, sondern

gerade wegen der Häufung von Gremien, Tagungen und Sitzungen. Sie stehen in einer langen Folge nachkonziliarer Ereignisse, sind Glieder eines sich verdichtenden kirchlichen Prozesses, der in sich unübersichtlicher, in seinem Bezug zu den kirchlichen Tiefenströmungen immer weniger durchschaubar wird. So mag es, ohne das Gewicht der genannten und an anderen Stellen dieses Heftes referierten Ereignisse zu unterschätzen, nicht ganz abwegig sein, nach den dahinterliegenden Problemen zu suchen, soweit suchen doch der richtige Ausdruck ist und sie sich angesichts sich häufender Konflikte und Unsicherheit nicht von selbst aufdrängen. Dies scheint um so mehr geraten, als es genau sieben Jahre sind, seitdem das Zweite Vatikanische Konzil seine Sitzungen begann. Fast genau zur selben Stunde, in der Paul VI. sieben Jahre später die Arbeiten der außerordentlichen Bischofssynode durch einen feierlich konzelebrierten Gottesdienst im Vatikan inaugurierte, hatte sein Vorgänger und Konzilsinitiator Johannes an der gleichen Stelle am 11. Oktober 1962 die Konzilsversammlung eröffnet und damit die Entwicklung offengelegt, die seither das Schicksal der Kirche als seine allgegenwärtige Voraussetzung bestimmte.

Nicht wenigen der am 11. Oktober in Rom Anwesenden mögen Erinnerungen aufgestiegen sein. Die damalige Ansprache des Papstes hatte zwei denkwürdige Sätze enthalten. Der erste war eine Absage an die Propheten des Untergangs, die in den modernen Zeiten nur Unrecht und Niedergang sehen: „Sie betragen sich, als hätten sie nichts aus der Geschichte gelernt, die doch Lehrmeisterin des Lebens ist, und als ob zur Zeit der früheren Konzilien alles nur im vollen Triumph der christlichen Lehre, des christlichen Lebens und der rechten Freiheit des Glaubens vor sich gegangen sei.“ Der zweite war schon fast ein Programm: „Es muß, was alle ernsthaften Bekenner des christlichen, katholischen und apostolischen Glaubens leidenschaftlich erwarten, diese Lehre in ihrer ganzen Fülle und Tiefe erkannt werden... Denn man muß die Substanz der alten, im Glaubensgut enthaltenen Lehre von der Formulierung ihrer sprachlichen Einkleidung unterscheiden. Und darauf muß man allenfalls mit Geduld großen Wert legen und dabei alles abwägen, wie es den Formen und Erfordernissen eines Lehramtes entspricht, das vorwiegend pastoralen Charakters ist“ (vgl. Herder-Korrespondenz 17. Jhg., S. 87).

Was ist inzwischen daraus geworden? Steht dieses Pro-

gramm nicht immer noch an? Die Jahre seither waren reich an Paradoxen. In ihnen hat sich, wie es der Straßburger Bischof, *A. L. Elchinger*, nach dem Europäischen Bischofssymposium formulierte, „die römisch-katholische Kirche mehr entwickelt als in drei Jahrhunderten“ (zit. nach „Le Monde“, 22. 8. 69). Historiker werden an diesem Vergleich zwar mancherlei auszusetzen haben. Manche Traditionen sind jünger, als sie in kirchlichen Klischees erscheinen. In der Kirche als ganzer hat sich auch in den letzten drei Jahrhunderten mehr verändert, als sich im hierarchischen Gefüge niederschlug, man denke nur an die Folgen des Industrialisierungsprozesses, aber an der Substanz der These ist kaum zu zweifeln. Dennoch stehen wir immer noch zwischen dieser Absage und diesem Programm: zwischen der Angst vor Traditionsverlust und dem Bemühen, den christlichen Glauben durch die Unterscheidung zwischen seiner Substanz und der Form ihrer Einkleidung tiefer und überzeugender auszusagen. Wir alle stehen zwischen diesen beiden Polen, nicht nur das in vielfache Mißgunst geratene kirchliche Lehramt, nicht nur die Theologen oder bestimmte Theologien, sondern alle am kirchlichen Leben und Gespräch Beteiligten. Wir mühen uns immer noch damit ab, reden mehr oder weniger lautstark davon, leiden daran, sind wieder zur Vorsicht zurückgekehrt oder haben ... bereits aufgegeben. Also auf der einen Seite eine enorme Entwicklung, viele Veränderungen im Detail, auf der anderen Seite dieselben unabweislichen Grundprobleme: differenzierter vielleicht, auf alle Fälle verschärft, konfliktreicher, aber auf keinen Fall gelöst, vielleicht nicht einmal der Lösung besonders nahe gekommen.

Desavouierte Hoffnung?

Aber dieses Paradox ist nur der eine, freilich wesentliche Aspekt der so entwicklungsreichen letzten sieben Jahre. Es ist nur die halbe Logik des Geschehens. Die andere „Hälfte“ beschrieb Kardinal Suenens in seinem bekanntesten Interview vom April dieses Jahres: „Das Konzil war eine Sonne, die das Gletschereis plötzlich zum Schmelzen brachte, mit dem Ergebnis, daß nun die Sturzbäche die Berghänge herunterströmen. Diese Sturzbäche führen stürmische Wasser, Gestein und Baumstrünke mit, die sich einen Ausgang freizukämpfen suchen. Es ist eine unvermeidliche Unordnung; man kann hoffen, daß sie vorübergeht. Aber man muß sich ihr stellen. Sie darf nicht zu einem Ausverkauf der Autorität führen“ (vgl. „Informations catholiques internationales“, 15. 5. 69). Dieser etwas bildreiche Vergleich beleuchtet die Kehrseite dieser sieben Jahre und läßt sie zugleich weniger paradox erscheinen: die Folgen, die jener 11. Oktober auslöste, als Papst Johannes XXIII. das Startsignal für den konziliaren Disput gab, der nun seinerseits den Prozeß in der ganzen Breite ins Rollen brachte, der aber in seinen Folgen wohl erst so recht überblickt wurde, als die ganze Kirche davon erfaßt war, als das erste Geröll sich in der Talsohle ablagerte und Erdbeben unter ständiger Gewittereinwirkung auch die letzten Zufluchtstätten, die Gemeinden, das „gesunde Volksempfinden“ zu gefährden schienen. Unser kirchliches Suchen gleicht gegenwärtig in der Tat einem mühseligen Schrubben im unwegsamen Gelände durch Geröll und auf verschlammten Wegen in verstörter Landschaft. Und manche stehen immer noch verständnislos vor bzw. nach dieser „Logik“ des Konzils, wie von einem Naturereignis überrascht, an das man noch nicht

recht glauben will, dem man sich aber wehrlos ausgesetzt sieht, für das man nach Schuldigen sucht, während die Beschuldigten selbst noch weiterhin an der Zerstörung des Landschaftsbildes zu arbeiten scheinen, noch mehr Geröll ins Tal befördern und letzte Reste religiöser Wald- und Wiesenromantik verdrängen, dabei aber auch manches nicht schonen, was zum Gedeihen der Landschaft und ihrer Bewohner notwendig wäre.

Was ist also von jener Absage Johannes' XXIII. an die Propheten des Ungemachs geblieben? Am Ende doch ein weiteres, womöglich nicht konfliktärmeres Paradox? Wurde aus seiner Zukunftsvision von einer Zeit, mit der die Vorsehung Besonderes vorhat, angesichts der Folgen, angesichts mancher innerkirchlichen Entzweiung und Verbitterung eine herbe Enttäuschung? Wurde der aus christlicher Hoffnung gespeiste Optimismus desavouiert? In doppelter Hinsicht desavouiert: durch die, von denen er glaubte, sie rechtfertigten solchen Optimismus, und durch jene, die sich nun mit den Folgen auseinandersetzen haben und inzwischen zu nüchterneren, weniger tröstlichen Einsichten gekommen sind. Solche Betrachtungen wurden gewiß schon in den vergangenen Jahren angestellt, und sie werden bei denen, die sich der Anfänge erinnern, in diesen Wochen verdichtet wiederkehren. Sie streifen Symptome, sie führen aber nicht weiter. Die Lust am Bild ist zwar verführerisch, sie beleuchtet aber höchstens Teilaspekte, veranlaßt Fragen, führt aber zu keinen Antworten. Und gerade dieses Hin und Her von Teilaspekten, das Hantieren mit Halbwahrheiten führt eher ins Dunkel, in die Nacht, wo alle Kühe schwarz sind, als zu einer realistischen Sicht der Gesamtentwicklung, die ohne Kenntnis der Unterströmungen nicht auskommt.

Mangel an Toleranz

Oft werden sogar die für die gegenwärtige Phase kirchlicher Entwicklung kennzeichnenden Phänomene dadurch noch verstellt, verhallt oder auch überbewertet. Welches sind diese Phänomene, die nicht nur der Oberflächenbeschreibung dienen, sondern die kirchliche Entwicklung in den Beziehungen zum der Kirche eigenen Auftrag charakterisieren oder dafür bedeutsam sind?

Ein erstes solches Phänomen ist zweifellos ein überhitztes kirchliches Gesprächsklima. Seitdem das Konzil mehr Raum für innerkirchliche Auseinandersetzung über Lehr- und Ordnungsfragen geschaffen hat, wird breit und gewiß auch intensiv diskutiert; aber, wer könnte es anders erwarten, weder immer fair noch immer sachbezogen. Nicht immer fair, weil es schon zur Gewohnheit geworden ist, sich nicht mehr die Mühe zu machen, die Positionen der Gesprächspartner differenziert zu werten, sondern pauschal als konservativ, reaktionär, rückständig auf der einen oder als progressistisch, häretisch, unchristlich, im schlimmsten Fall als marxistisch verurteilt auf der anderen Seite zu klassifizieren. Hier zeigt sich die Kehrseite eines in sich notwendigen, in allen Lebensbereichen der Kirche unerläßlichen Pluralismus der Ansichten und Haltungen. Die Meinungsvielfalt wird nicht ausgehalten, die Meinungen werden zu Extremen polarisiert oder polarisieren sich selbst. Die internen Spannungen werden dadurch, zum Teil künstlich, zum Teil aus mangelnder Sorgfalt, wegen zu geringem Respekt vor dem anderen verschärft. Dem kirchlichen Gespräch fehlt es weithin an Liberalität und Toleranz. Diese fehlt nicht nur auf Seiten eines immer wieder ängstlich taktierenden Lehramtes, das

die konstruktive Rolle der freien Meinungsbildung für ein differenzierteres Verständnis der Wahrheit des Glaubens in praxi nicht zu schätzen weiß. Sie läßt in der Horizontalen zwischen den Kontrahenten verschiedener Strömungen nicht weniger zu wünschen übrig. Der lange rückgestaute Diskussionsdrang muß sich offenbar erst einmal abkühlen, bis er sich auf eine zuträgliche Toleranzmarge einpendelt.

Diesen Zustand hat die Kirche heute mit der Gesamtgesellschaft gemeinsam. Deswegen mag man daran wenig Überraschendes finden. Aber Mangel an Toleranz ist Mangel an fundamentalem menschlichem Respekt, ist Ausverkauf christlicher Liebe in den zwischenmenschlichen Beziehungen, ist Schwächung der Glaubenskraft der Kirche selbst. Damit soll nicht das Recht und die Pflicht zur Kritik und Korrektur gemindert werden. Aber wir müssen erst lernen, den anderen auch in seinem vermeintlichen Irrtum zu respektieren, ohne ihn zu disqualifizieren. Die kirchlichen Spontan- und Protestgruppen dürften diese Verpflichtung am wenigsten übersehen, auch wenn sie an sie, da ihre Mitglieder oft mit den Mängeln und Engpässen kirchlicher Ordnung besonders eng verflochten sind, besondere Anforderungen stellt. Aber Toleranz ist gegenwärtig in allen Bereichen der Kirche Mangelware. Je exponierter die Kirchlichkeit von Einzelnen und Gruppen, um so akuter wird das Phänomen. Wenn man heute häufig hört, in theologischen Kreisen zumal, aber auch anderswo, im Grunde verbinde einen mit Andersdenkenden mehr als mit den eigenen Mitchristen, so ist das gewiß verständlich. Aber es kommt doch auch ein Verdacht auf, der bis an die Wurzel der christlichen Existenz reicht, die Frage nämlich, ob dieses Einverständnis nicht auch als Alibi für vorenthaltene „Mitmenschlichkeit“ dienen muß.

Zu wenig sachbezogen

Die Diskussion ist weiter zu wenig sachbezogen. Sachbezogenheit kann aber weder durch Standfestigkeit noch durch Lautstärke ersetzt werden. Der Ausdruck ist zunächst ganz wörtlich zu nehmen. Man redet immer weniger von den Sachen selbst als von den Formen. Man streitet sich mehr um Methoden und Organisationsformen als um das, worauf Methoden und Organisationsformen bezogen sind: auf das Glaubenszeugnis. Das betrifft den Glauben selbst: Man beschäftigt sich mehr mit der Struktur des Glaubensaktes als mit dem, worauf der Glaubensakt bezogen ist und woher er letztlich auch seine Qualität behält: mit Gott, mit dem Offenbarungsgeschehen. Man beschäftigt sich auch beim Thema Kirche mehr mit der Frage ihres Aufbaus und der Gesetzgebung als mit der Frage nach ihrer „gesellschaftlichen“ Funktion und ihrem inneren Sinn. Mit der Bibel verhält es sich nicht anders: Man versucht sich immer noch mehr an der Auslegung, gleitet von der Sinnfrage immer wieder in Methodenfragen ab und schließt von dort auf den Sinn in vielerlei hermeneutischen Zirkeln zurück, ohne daß man immer genügend zum Auszulegenden selbst vorstößt, zu dem, was Gott durch und an Jesus von Nazareth offenbaren wollte: zu Christus als Selbstoffenbarung Gottes und christliche Lebensnorm. Während immer stärker nach der Sache selbst gefragt ist, konzentrieren sich die Antworten immer noch mehr auf Methoden, Strukturen und Prozesse. Die Schere zwischen Fragen und Antworten scheint sich noch weiter zu öffnen. Ein fast schizophrener Zustand scheint bereits erreicht.

An Sachbezogenheit fehlt es aber auch in einem allgemeineren Sinn: Es gibt einen Überhang an Affektivem. Auch da teilt die Kirche das Geschick der Gesamtgesellschaft, auf Grund des lange angestauten Druckes noch besonders verdichtet dazu. Sehr viele, vielleicht die meisten von uns, die Redenden und Schreibenden nicht weniger als die Schweigenden, sind von der Entwicklung und den durch sie aufgeworfenen Problemen exegetischer, liturgischer, sakramentaler, rechtlicher und gesellschaftlicher Natur überwältigt. In der gegenwärtigen Entwicklungsphase sind uns mehr Fragen aufgelastet, als wir verkraften können. Die meisten Gläubigen müßten heute anerkennen, „daß sie häufig Fragen stellen, für deren Beantwortung ihnen die intellektuellen Mittel fehlen“ (Y. Congar in seiner jüngsten kirchlichen Situationsanalyse „au milieu des orages“, Ed. du Cerf, Paris 1969, S. 13). Aber diese Mittel reichen nicht nur, wie Congar meint, auf Grund mangelnden Geschichtsbewußtseins oder mangelnder geschichtlicher Kenntnisse, sondern auf Grund der Breiten- und Tiefenwirkung kultureller, wissenschaftlicher, technischer und kirchlicher Veränderungen nicht aus.

Intellektuelle Überforderung

Überfordert sind nicht nur die schlichten Gläubigen, überfordert ist das Lehramt, überfordert ist auch die Theologie und am allermeisten wohl die Publizistik: Kommunikation besteht in Vermittlung, in Vermittlung zwischen den verschiedenen Ereignisfeldern und Wissensbereichen, die aber auch bei ständig verbesserten Methoden der Zusammenarbeit immer nur partiell und nach der Art der Medien gestaffelt erreicht werden kann. Schließlich überfordert die Informationsdichte ihrerseits sowohl Informanten als auch Rezipienten. Aber das Problem ist allgemeiner. Es liegt wohl primär im Zwang zur Aktion nach dem Motto: Ich bin ein vielbeschäftigter Mann. Ich habe das Schriftstück nicht gelesen, ich muß es erst einmal kommentieren. Wir befinden uns ohne Zweifel in einem meditationsfeindlichen Gesprächs- und Aktionsklima, das den lehrenden und handelnden Eliten und Multiplikatoren selbst oft die Kraft raubt, fundamentale Probleme möglichst allseitig zu durchdenken. Um so weniger gelingt es, in den vulgarisierten Prozessen der Wissens- und Denkaneignung die Wirkung der Primärquellen zu erhalten. Was Wunder also, wenn sich Behauptungen, Postulate und Meinungen überstürzen und unser sich vervielfältigender Debattierbetrieb neben vieler wirksamer Bildungsarbeit auch zu einer Eskalation des Vordergründigen führt, in der Parteibildungen oft einer Flucht vor Argumenten gleichkommen.

Aber auch mit diesen Feststellungen wäre man noch an der Oberfläche des Geschehens. Weiter kommen wir schon mit der Frage, in welcher Weise sich etwa die bisherige kirchliche Diskussion, die Strukturdebatte im weitesten Sinn, in der religiösen Praxis ausgewirkt hat. Gemeint ist damit nicht die kirchliche Praxis im üblichen Sinn, auch nicht unbedingt das meßbare kirchliche Praktizieren, sondern die Sphäre der Spiritualität und des daraus genährten Glaubenszeugnisses. Da hier statistische und demoskopische Ergebnisse weitgehendst versagen, ist es besonders schwierig, sich ein sachliches Urteil zu bilden. Aber einige Anhaltspunkte dürften kaum umstritten sein. Es gibt gewiß lebendige Gemeinden, Gruppeninitiativen und nicht überschaubares, weil unauffälliges nichtdebattiertes individuelles Zeugnis. Wieweit sie Frucht der nachkonzi-

liaren Entwicklung sind, ist schon schwerer auszumachen. Von Fall zu Fall gewiß, aber es gibt auch gegenteilige Trends. Ganz allgemein muß wohl gesagt werden, daß wir uns auch da einstweilen noch in einer vornehmlich destruktiven Phase befinden: Traditionelle Frömmigkeitsformen werden abgebaut, religiöse Übungen auch in den innerkirchlichen Bezirken, in Klöstern und Seminarien, reduziert.

Semipelagianismus?

Eine solche Reduktion war und ist vielfach notwendig. Die Änderung religiöser Ausdrucksformen ist gewiß nicht nur akzeptabel, sondern ebenfalls notwendig. Die Forderung und die verschiedenen Versuche, christliches Zeugnis stärker als soziale Herausforderung, als Dienst in der Gesellschaft, als radikale Mitmenschlichkeit zu verstehen, bedeuten gegenüber einer religiösen Innerlichkeit, die vornehmlich nur die eigene religiöse Askese und sakramentale Frömmigkeit kennt, in der Tat einen Schritt zur tieferen Erfassung des christlichen Zeugnisses in der Welt. Aber wird mit solch großen Worten und formalen Bekenntnissen zur Notwendigkeit des Wandels nicht etwas zuviel Eigenlob gespendet? Werden damit nicht eher Unterströmungen verdeckt, die wesentlich komplizierter, auch ambivalenter aussehen? Hat die Entwicklung der letzten Jahre insgesamt zu einer erkennbaren Vertiefung und Festigung individueller und sozialer Religiosität geführt? Woran könnte eine solche Vertiefung oder Erneuerung sichtbar werden? Bisher kaum im sakramentalen Bereich. Man spricht nicht nur von Unbehagen am kirchlichen Betrieb, am Pfarrleben als einer Angelegenheit der wenigen „Frommen“, das auf das gesellschaftliche Leben keine nachhaltige Wirkung ausübt.

Es geht nicht nur um Anpassungsschwierigkeiten an die veränderten Sozialbedingungen kirchlicher Pastoral. Auch nicht bloß um das Bewußtsein, auf dem großen Markt „kultureller“ Angebote schlecht plazierte oder in die Ecke gedrängt zu sein. Unbehagen herrscht nicht nur über kirchliche Formen, sondern über die „Inhalte“, die sie ausdrücken sollen. Der Sinn des sakramentalen Selbst ist in Frage gestellt: oft nicht ausdrücklich, nicht rational durchdacht, sondern indirekt, auf dem Wege des Nicht-mehrzurechtkommens, des Schleifenlassens. Die jetzt schon weit fortgeschrittene Liturgiereform läßt gewiß manchen den Gottesdienst persönlicher, gemeinschaftsförmiger und zugleich verpflichtender erleben. Aber doch bei einer Minderung der Bedeutung des sakramentalen Bereichs. Man weiß mit den Sakramenten selbst nichts Rechtes anzufangen: nicht nur auf Grund theologischer Schwierigkeiten, etwa im Verständnis der eucharistischen Realpräsenz oder wegen psychologischer Befangenheit, etwa in der Art der Gestaltung des Bußsakraments.

Es sind das zunächst sicher Probleme der Einsicht, der Einübung und des Affekts. Man glaubt nicht mehr an einen fast magischen Automatismus des Sakraments, des *Opus operatum*, man glaubt nicht mehr an den gewissermaßen privaten Gott der Beschaulichkeit als Seelentröster des Individuums. Man versteht Gottesdienst vornehmlich als Gesellschaftsdienst, als gesellschaftliches Glaubenszeugnis. Darin soll der Christ erweisen, was echt an seinem Glauben und was nur konventionelle religiöse Schablone ist. Auch diese Schwerpunktverlagerung ist in sich nicht negativ zu bewerten. In einer nicht mehr durch institutionalisierten Kult geprägten Gesellschaft hat ein naiver Sakra-

mentalismus keinen Platz. Aber droht nicht dahinter eine ganz andere Gefahr: der Verlust des Sinnes für das, was Gnade genannt wird, für die Annahme der eigenen Wirklichkeit und Wirkmöglichkeiten als göttliches Geschenk. Wenn heute von konservativen kirchlichen Bewegungen, aber auch von seiten des kirchlichen Lehramtes der Vorwurf erhoben wird, man huldige einer Art Semipelagianismus, über den Anbetung in soziale Leistung umschlägt, so kann dieser sicher nicht schon dadurch entkräftet werden, daß man auf seine Herkunft aus einer wenig reformwilligen kirchlichen Mentalität oder Praxis verweist.

Haben die Christen Existenzangst?

Die Gefahr ist real, aber von der gesamten Säkularisierungstheologie noch zu wenig erfaßt. Sie ist keineswegs nur in einer Richtung präsent, läßt sich aber hauptsächlich nur auf indirektem Wege demonstrieren. Am deutlichsten wohl in dem Netz von Selbstdarstellungen, in dem sich die Kirche seit dem Konzil bewegt, in den ständigen Rechtfertigungsübungen, denen man sich von allen Seiten unterzieht, in einer kaum verborgenen, mit christlichem Selbstverständnis und kritischer Weltferne kaum zu vereinbarenden Angst, verdrängt zu werden, seine Existenzberechtigung nachweisen zu müssen. Da ist zunächst die allgemeine Sorge, man werde von der Entwicklung überrollt, wir bewegten uns auf ein völlig atheistisches Zeitalter zu, in der Fragen nach der Transzendenz womöglich gar nicht mehr aufkommen, weil sie nicht mehr interessieren, weil sie sich somit, jedenfalls nach der herrschenden gesellschaftlichen Meinung, von selbst erledigen könnten. Nicht alles, was dieser Angst an bloßen Anpassungsversuchen entspringt, kommt aus dem Glauben und dient dem Glauben, sondern ist mehr nach den Schemata dieser Welt zurechtgemacht. Der Zwang zur Selbstdarstellung und Selbstrechtfertigung durchzieht gegenwärtig alle kirchlichen Bereiche: Der Papst betont und rechtfertigt seine Autorität und ist dabei von der Sorge umgetrieben, die Kirche könne bei Lockerung der straffen, zentralen Führung der Einheit in Lehre und Glaube verlustig gehen. Die Priester ergreift Existenzangst, weil sie sich in der Gesellschaft an die Wand gedrückt fühlen, weil sich die klaren Konturen ihres Berufsbildes (nach dem Modell bürgerlicher Berufe) verwischen, und suchen eine neue Form von Integration (oft nicht durch Distanz zum Bürgerlichen, sondern durch eine Anpassung an diese Lebensform). Die Laien neigen zur Selbstdarstellung, weil sie ihre Rechte in der Kirche noch nicht anerkannt sehen. Die ökumenische Bewegung fühlt sich angeschlagen, durch das Zusammendrängen der Bewegungen von unten, mit denen das ökumenische Establishment nicht mehr Schritt halten kann, und durch den Trend zu einem „ökumenischen“ Humanismus, der sein Heil gelegentlich mehr in gesellschaftlichen Ideologien als in der christlichen Nachfolge sucht.

Die Folge solcher Identitätskrisen ist nur allzuoft ein unreflektierter Anpassungstrend, dem nicht nur die intellektuelle Ehrlichkeit, sondern auch die Lauterkeit und Schlichtheit gläubiger Überantwortung an die Souveränität Gottes, schlicht der existentiell praktizierte Glaube fehlt. Gerade weil man diese letzte Sicherung nicht konsequent und radikal genug verfolgt, sucht man auch in der Kirche (nicht nur der einzelne Christ) immer wieder Zuflucht in sekundären Sicherungen: im Status, in gesell-

schaftlicher Geltung, im politischen Einfluß, in seinem eigenen Amt.

Im Zuge solcher Ausflüchte und Ersatzlösungen, die selbstverständlich nur ein Teilaspekt der kirchlichen Gesamtsituation sind, in der sich befehdende Konservative und Progressive gar nicht so weit voneinander entfernt sind, ist es fast selbstverständlich, daß Struktur- und Organisationsfragen gegenüber dem Bekenntnis ein Übergewicht gewinnen, obwohl man ursprünglich gerade dieses Übergewicht überwinden und auf den Kern, auf das christliche Zeugnis für die transzendente Endbestimmung des Menschen zusteuern wollte. Dieser Umstand scheint auch zu einem Teil zu erklären, warum trotz aller Reformen immer wieder der Anschein entsteht, man versuche in der Kirche gegenwärtig sowohl auf hierarchischer Seite wie in der Praxis der Gemeinden ebenso wie bei den protestierenden Spontangruppen den jeweils leichteren Weg einer unvermeidlichen Anpassung, anstatt im Vielerlei gesellschaftlichen Angebots die Forderungen christlicher Existenz einzubringen. Diese kann, wenn sie eine solche sein will, keinerlei Identifizierung mit bestimmten gesellschaftlichen

Systemen oder Ideologien oder auch nur eine Absolutsetzung bestimmter Organisations- oder Autoritätsmodelle im eigenen Bereich dulden. Sie muß vielmehr dies alles auf einen Bezug zur Endbestimmung des Menschen und zur christlichen Lebensnorm, wie sie in Jesus von Nazareth ein für allemal verkörpert ist, hinterfragen. Deswegen werden wir in der Kirche auch erst wieder zu dem ihr gemäßen Weltbezug kommen, wenn wir ihn vor allem dort suchen, wo der Mensch als gesellschaftlich verfaßter und in einem individuellen Dasein, ob er will oder nicht, auf Transzendenz, auf Gott verwiesen ist: bei der Frage nach dem Sinn seiner eigenen Existenz, bei der Frage nach Leid und Tod. Diese Fragen haben auch in einer Phase der totalen Entnumisierung der Welt ihre volle Aktualität behalten. Von ihrer Beantwortung dürfte eine wie immer verstandene christliche Progressivität nicht ablenken, auch wenn es dabei weniger komfortabel zugeht und der Zustand der Dürftigkeit, das eigentliche Skandalon des Christlichen, ohne billige Vertröstung und ohne Zuflucht zu aktivistischen Leerläufen ausgehalten werden muß.

Meldungen aus Kirche und Gesellschaft

Die Herbsttagung der Deutschen Bischofskonferenz

Die Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz, die unter Beteiligung von 51 stimmberechtigten Mitgliedern vom 22. bis 26. September in Fulda tagte, hat sich auch diesmal mit einem im Vergleich zur Frühjahrskonferenz ebenso „heterogenen“ Themenkatalog befaßt (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 150). Die acht Themenkreise umfaßten: die Arbeitsweise der Bischofskonferenz, die Synode, die Liturgie (Einführung der neuen Meßordnung zum ersten Adventsonntag, Dreijahreszyklus der Perikopen, „kontrollierte Versuche“ mit „Jazz-Messen“), den Komplex Priesterfrage und Seelsorge, die Laienarbeit in der Kirche (Verbesserung der Zusammenarbeit zwischen der Deutschen Bischofskonferenz und dem Zentralkomitee der Deutschen Katholiken, gemeinsames Planungsgespräch, Einrichtung eines „Beirats für innerkirchliche Aufgaben der Laien“ beim Zentralkomitee, „klare Regelungen“ für die Anerkennung von Zusammenschlüssen als „katholische Organisationen“, das Verhältnis der Kirchenvorstände zu den Pfarrgemeinderäten, Repräsentativumfragen über Struktur, Tätigkeit und Funktionieren der Laienräte), den Bereich Kultur und Gesellschaft, das Thema Entwicklungshilfe und Frieden sowie eine Erklärung „zur

politischen Situation in der Bundesrepublik“.

Schon die inhaltliche Fülle dieser Beratungspunkte macht den Beschluß der Bischofskonferenz verständlich, künftig die weniger wichtigen Entscheidungen nicht mehr innerhalb der Tagesordnung der Vollversammlung, sondern „im Umlaufverfahren“ herbeizuführen, „unter der Voraussetzung, daß die Hauptkommission und die jeweils zuständige Fachkommission ihr Einverständnis gegeben haben“. Diese und andere „internen“ Beschlüsse, wie etwa die zur Erweiterung verschiedener Beraterkommissionen, die Berufung Kardinal Höffners in die Hauptkommission, die Erweiterung der Kontaktgruppe zum Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland um die Bischöfe Hengsbach (Essen) und Tenhumberg (Münster) und des Sekretariats der Bischofskonferenz, können wohl als organisatorische Voraussetzung für die Durchführung der großen Vorhaben gelten, die in übrigen Tagungspunkten zur Sprache kamen. Alle diese Vorhaben sollen, nach Kardinal Döpfner, der Förderung von „Brüderlichkeit und Solidarität in der Kirche“ dienen.

Konkret wollte er darunter verstanden wissen, daß „wichtige Entscheidungen für die ganze Kirche... mit den Bischofskonferenzen vorher ab-

gestimmt werden“ müssen; doch über deren Verwirklichung hinaus solle die „Mitverantwortung für die ganze Kirche“ klar gesehen werden. Obwohl sich die Bischofskonferenz anlässlich ihrer außerordentlichen Vollversammlung im November eigens mit der Synodenthematik befassen und dabei die Verabschiedung der Statuten vornehmen und die Themenvorschläge in die Debatte bringen wird, haben die Bischöfe auch in Fulda — ebenso wie schon bei ihrer Frühjahrskonferenz (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 201 ff.) — das Thema Synode behandelt und erste „Weichen gestellt“ („Rheinischer Merkur“, 3. 10. 69). Dies geht auch aus den beiden wichtigsten Entscheidungen hervor, die von der Bischofskonferenz getroffen wurden: 1. die Einsetzung einer Vorbereitungskommission, deren personelle Zusammensetzung aber erst einige Wochen später namentlich bekanntgegeben wurde und die als „fachlich qualifiziertes Arbeitsteam“ die Geschäftsordnung ausarbeiten, Meinungsumfragen vorbereiten und einen differenzierten Themenentwurf erstellen soll. 2. die Festlegung des Eröffnungstermins, wobei man einem aus dem Zentralkomitee der Deutschen Katholiken kommenden Vorschlag gefolgt ist. Demnach soll die konstituierende Sitzung „voraus-